

Die Zukunft liegt in der Normalisierung der Moderne

Beitrag für die offene Vorlesungsreihe „Stadtumbau als Impuls für die Berliner
Großsiedlungen“

Marzahn-Hellersdorf 20. 11. 2003

Als aufmerksamer Begleiter der Schrumpfungsprozesse (vorerst) ostdeutscher Städte und Regionen fühle ich mich hier heute Abend ein bisschen auf der falschen Veranstaltung. Berlin gehört zwar geografisch (und irgendwie sogar mental) zu den Neuen Ländern, spielt aber in den aktuellen Debatten um Wohnungsüberschuss und Rückzugsstrategien keine Rolle. Gemessen an Leipzig, Halle, Magdeburg, Schwerin oder Cottbus schrumpft Berlin nicht. Hier haben wir es bestenfalls mit einer Stagnation zu tun, und es gehört wohl schon zur üblichen Berliner Lust an der Übertreibung, wegen dieser „leichten Erkältung“ gleich den Alarm einer „schweren Lungenentzündung“ zu schlagen.

Deshalb sind die Probleme, die Berlin mit seinen Großsiedlungen hat, natürlich keine des möglichst reibungsarmen Verschwindens von ganzen Wohnkomplexen, sondern tatsächlich solche einer qualitativen Weiterentwicklung. Die Berliner Großsiedlungen zählen zu den ganz wenigen zumindest in Ostdeutschland, die eine Zukunft haben und über deren Zustand auch noch in 15 bis 20 Jahren man sich Gedanken machen muss. Das hat nicht nur mit der Sondersituation der Drei-Millionen-Hauptstadt zu tun (was nahe läge, denn ab einer gewissen Größe haben Städte selbst in Phasen rapiden Niedergangs eine nicht zu unterschätzende Schrumpfungsresistenz). Aber auch im Vergleich der Siedlungen selbst gilt: *Size matters!* Die schiere Masse spielt eine Rolle. Also es gibt außer Marzahn, Hellersdorf und Hohenschönhausen noch ein paar andere Neubau-Orte aus DDR-Zeiten – etwa Halle-Neustadt, Chemnitz-Fritz-Heckert-Gebiet, Rostock-Evershagen, Dresden-Gorbitz – an deren Zukunftsbild man arbeiten muss.

So richtig tragisch wird es jedoch bei den reinen Industrieneustädten – wie Hoyerswerda, Wolfen-Nord oder Stendal-Süd – sowie ganz allgemein bei den vielen kleineren Städten mit den kleineren Stadtrandsiedlungen. Damit man erkennt, was in der Sache hier zu unterscheiden ist, will ich deren absehbares Schicksal hier kurz an einem Beispiel illustrieren.

Vom Verruf zum Auslaufmodell (Beispiel Görlitz)

Was höchstwahrscheinlich geschieht, wenn mittelgroße Städte ihre Stadtrandsiedlungen halbherzig „am Laufen“ halten, d.h. die Bewältigung der demografischen Abwärts-Entwicklung allein den Wohnungsgesellschaften und deren ökonomischen Überlebensstrategien überlassen, lässt sich sehr plastisch am Beispiel von Görlitz illustrieren.

Mit 48 Prozent Leerstand in der Altstadt (bei 27 Prozent für die Gesamtstadt) nahm Görlitz schon im Jahr 2000 einen Spitzenplatz unter den vom Exodus geplagten Städten Ostdeutschlands ein.¹ Was bei der ganzen Tragik allerdings für Überraschung sorgte – die Neubaugebiete Königshufen und Weinhübel schienen mit ihren jeweils „nur“ zehn Prozent Leerstand das gängige Vorurteil von der Unbeliebtheit der „Platte“ in fast schon grotesker Umkehrung zu widerlegen. (Vergleichbar „tröstliche“ Daten werden auch von den Neubausiedlungen anderer Klein- und Mittelstädte gemeldet.)

Genauere Analysen ließen für einzelne Stadtgebiete nun allerdings unterschiedliche Entwicklungschancen erwarten. Als erstes : Nach einer längeren „Angstpause“ setzten wieder Zuzüge in die Görlitzer Altstadt ein. Langfristig könnten also bestimmte Gruppen – Singles, junge Paare, Hochqualifizierte – eine Stabilisierung der jetzt noch gefährdeten Denkmalsbereiche tatsächlich bewirken. Als deutlich beliebt erwies sich die Nicolaivorstadt, ein überschaubares Viertel, zentrumsnah, mit kleinen Hauseinheiten in pittoresken Kleinstadtstraßen. Dort kommt auf ein Haus eine Familie (maximal mit Einliegerwohnung), was gewissermaßen Reihenhausqualität in City-Nähe ergibt, die für potentielle Häuslebauer interessant zu sein scheint.

Doch dann die schlechte Nachricht: Die Beliebtheit der Plattenbaugebiete erweist sich leider als eindimensionale Begeisterung. Zumindest unter Görlitzer Bedingungen lässt sich feststellen: Es sind die Alten, die unbedingt dort bleiben wollen. Jüngere fühlen sich emotional längst nicht so gebunden. Und von außen kommt so gut wie keiner mehr hinzu. Überalterung wird schon sichtbar, auf längere Sicht wird *sie* wohl das Ende der Görlitzer Siedlungen besiegeln: Sie werden aussterben.

Trotzdem können die Stadtplaner heute kaum steuernd eingreifen, denn dafür bräuchten sie Partner, die zur Kooperation bereit sind. Doch da geht es Görlitz wie den allermeisten ostdeutschen Städten: Die einzig relevanten Großeigentümer – die kommunale Gesellschaft, die Genossenschaft und ein privater Zwischenerwerber – agieren ausschließlich in der „Platte“. Die werden von diesen noch leidlich gut besetzten Beständen für Abrisse freiwillig

¹ Die Zahlen sind dem „Integrierten Stadtentwicklungskonzept der Stadt Görlitz“ entnommen. Sie basieren auf Erhebungen des Jahres 1999, es ist also von einer noch weiteren Verschärfung der Situation auszugehen.

nichts hergeben, denn es liefe auf ihre existenzielle Auszehrung hinaus: Die Prognosen haben nämlich ergeben, dass *sämtliche Bewohner* der Siedlungen gebraucht würden, um den innerstädtischen Leerstand auszugleichen. Also erst beim völligen Verzicht auf sämtliche Plattensiedlungen käme der Nachfragedruck zustande, den die Innenstadt inzwischen zu ihrer Revitalisierung nötig hat. Die Situation ist verfahren: Was Bund und Land dringend empfehlen – Vernichtung überzähliger Wohnungen – wäre wohl am ehesten dort „draußen“ vorstellbar, ist aber unter der gegebenen Besitzverteilung niemandem abzuverlangen. Und so darbt die Innenstadt weiter hinter leeren Fenstern, während sich in Königshufen und Weinhübel ein Stadtmodell konserviert, dessen Endlichkeit schon ziemlich genau vorgezeichnet ist.

Soviel zu den *wirklichen* Schrumpfungproblemen, von denen – wie gesagt – Berlin in absehbarer Zeit allenfalls schwache Echos abbekommen wird. Natürlich bleiben die Großsiedlungen für die Stadtentwicklung Berlins eine enorm wichtige Frage. Hier herrscht Handlungsbedarf, aber vor allem anderen, so meine ich jedenfalls, herrscht Bedarf an Nachdenklichkeit und Phantasie.

Gehen wir nun im weiteren davon aus, dass Marzahn und Hellersdorf auch in weiterer Zukunft reich bevölkerte Stadtbezirke von Berlin sein werden. Die Fragen, die mir für den heutigen Abend gestellt wurden, lauten:

1. Was können Großsiedlungen heute oder später für die Stadt bedeuten? Für wen sind sie wichtig? Heute? In der Zukunft?
2. Wie kann man Großsiedlungen fit machen für eine – wie auch immer aussehende – Zukunft?

Die erste Frage ist m.E. schon falsch gestellt. Denn sie unterstellt, dass es sich bei Großsiedlungen um eine besondere, zumindest eine besonders problematische oder auf bestimmte Bewohnergruppen speziell zugeschnittene Art von Stadt handelt.

Wer mit einer solchen Sicht auf das „Phänomen Großsiedlung“ zugeht, wird mit Sicherheit Probleme erwarten dürfen. Er erzeugt sie geradezu.

Ich will Ihnen eine gegensätzliche Position nahe legen: Großsiedlungen sind – jedenfalls längerfristig betrachtet – *ganz normale Stadt*. Es kommt nur darauf an, dass man ihnen diese Normalisierung nicht verwehrt.

Ich möchte Ihnen meine Sicht auf das Problem an einem Beispiel illustrieren, dass vielleicht etwas weit hergeholt erscheint; aber die große Distanz macht möglich, dass wir dort

Prozesse in einer Reinkultur beobachten können, die uns hier in Deutschland so krass und plastisch nicht so bald begegnen werden. Mir geht es um die Mechanismen, die dahinter stehen, und deren Wirken – selbstredend gemildert – ich auch für unsere Großsiedlungen unterstelle. Es handelt sich gewissermaßen um eine historische Entwicklungskonstante.

Nachholende Urbanisierung (Das Beispiel Kiew)

Die Kiewer Neustadt ist ein lupenreines Produkt des funktionalistischen Städtebaus, was sich vor allem an dem robusten und hierarchisch gegliederten Gerüst der Erschließungswege zeigt. Zudem liegt das Schwergewicht bei aller Infrastrukturplanung bis heute eindeutig beim öffentlichen Nahverkehr: Schnurgerade reichen zwei Metrolinien auf einer mittigen und einer südlichen Achse ostwärts tief in die Neustadt hinein. Die Querverbindung in Nord-Süd-Richtung übernehmen Straßenbahnen auf überbreiten „Boulevards“ sowie Busse für die kleinräumige Verteilung.

Die beiden den Fluss überquerenden Metrolinien verlaufen entlang den wichtigsten Ausfallstraßen Richtung Osten. Diese Straßen sind schnurgerade Rollbahnen mit vier bis sechs Fahrspuren. Alle zwei bis drei Kilometer markiert eine Bahnstation den (stets niveaufreien) Kreuzungspunkt mit einer der Nord-Süd-Magistralen des Binnenverkehrs.

Diese Kreuzungspunkte nun dürfen uns als wichtiges Anschauungsmaterial in Sachen Urbanisierung gelten: Rings um die Bahnhofsbauten ergeben sich anfangs noch verlorene und windige Niemandsländer zwischen Brücken, Treppen und Böschungen. Mit der Zeit sind es aber exakt diese von täglich Zehntausenden frequentierten Umsteigepunkte, von denen die allmähliche Verstädterung der Reißbrettlandschaft ihren Ausgang nimmt.

Der Vorgang ist immer der gleiche: Zuerst postieren sich Marktfrauen mit einfachsten Angeboten – Gartenfrüchten, selbstgestrickten Pullovern, Blumen, Lottoscheinen oder Plastiktüten – rings um Bahnsteigtreppe und Schalterhallen. Dann bilden sich draußen kleine Gassen aus Buden und Kiosken, die nach nicht allzu langer Zeit schon zu einem respektablen Markt zwischen Bahnhof und Bushaltestelle anwachsen. Irgendwann schlägt die Stunde der Geschäftstüchtigen, die wissen, wie man an Genehmigungen für richtig solide Gebäude kommt, und aus dem improvisierten Basar wird Schritt für Schritt eine knatterbunte Kleinstadtkulisse mit allen Angeboten, die des Kunden Herz begehrt – zwielichtige Kneipen und Spielsalons bis nach Mitternacht inbegriffen. Aber auch aufgebrezelte Autosalons, hektargroße Baumärkte und Einrichtungshäuser, sogar ein riesiges Kinderkaufhaus, ein Kino und zwei Theater (in eigenen Häusern!) habe ich auf meinen Wanderungen durch die Kiewer

Neustadt entdeckt, die allesamt unzweifelhaft Resultat solch „nachholender Urbanisierung“ waren.

Aber warum reden wir überhaupt so herablassend von „nachholend...“. *Urbanität* wächst nirgendwo auf den Reißbrettern oder auf der Grünen Wiese. Ich schlage vor, diese spontankapitalistische Unterwanderung der ursprünglich klaren (und weithin kahlen) Räume und Stadtfiguren durch das anarchische Gewusel privater Existenzgründer als die erste Phase einer „Normalisierung“ der Planstadt zu begreifen. Da nach Lewis Mumford „Häuser bestenfalls ein Siedlung, aber Bürger eine Stadt machen“, kann man gerade in der Basarökonomie (die in dieser oder jener Intensität gleich nach der „Wende“ ja auch die Ostberliner Stadtrandsiedlungen erfasst und vorübergehend geprägt hatte) den entscheidenden *Schub einer Stadtwerdung* beobachten: Die Stadt als künstliches Gebilde erlebt ihre erste Strukturkrise. Die Reichweite der planerischen Idealvorstellungen hat sich erschöpft, jetzt übernehmen die „wirklichen“ Verhältnisse das Regiment. In schwer durchschaubaren Verhandlungen und Kontrakten werden Räume und Flächen neu angeeignet, Wegebeziehungen neu geknüpft, Orte mit Bedeutung belegt. In die riesigen Wohngebirge nistet sich Gewerbe ein, Agenturen, Ateliers, Praxen und Kanzleien. (In einem Siebzehngeschosser gleich neben unserem Hotel hatte sich ein Massagesalon so weit oben eingerichtet, dass man das Werbetransparent nur noch mit Mühe entziffern konnte.)

Dass es bei all dem nur in seltensten Ausnahmefällen um irgendwie interessante „Baukunst“ geht, sollte den unzweifelhaften Gewinn an Stadtqualität nicht schmälern. Dagegen möchte ich an einen recht populären Slogan der letzten Jahre erinnern: „*Mainstreet is almost alright!*“ Und wem das als Trost nicht ausreicht: Im ordentlichen Deutschland lässt sich sogar der Basar unter baukulturellen Rücksichten bändigen, wie die nachträglich angefügte Passage an einem der Hochhäuser am Helene-Weigel-Platz beweist. Immerhin durfte sich da eines der inzwischen erfolgreicherer jungen Büros der Berliner Architektenszene verwirklichen und wurde – wie ich finde: zurecht – mit einem Bauherrenpreis ausgezeichnet.

Normalisierung der Planwelten der Moderne

Soviel aus meiner Sicht zur Frage, wie man Großsiedlungen fit machen kann für eine – wie auch immer aussehende – Zukunft: Schafft Vielfalt! „Lasst viele Blumen blühen!“ Schaut, welche Samen vom Wind und den Vögeln in die Wiese getragen werden. Reißt nicht jedes Kräutlein gleich aus, bloß weil es im Pflanzplan nicht vorgesehen war...

Doch es geht nicht nur um Städtebau. Es geht auch um die Einzelstrukturen, um die Häuser, die hier in den weiträumig gegliederten Planstädten ja eher abstrakte Großfiguren sind, und an denen sich ein Großteil der ästhetischen Vorurteile der Moderne-Verächter abarbeitet. Wer sagt denn, dass sie so, wie sie da stehen, schon am Ende ihrer Möglichkeiten sind?

„Plattenbauten sind ganz normale Häuser, die nur zu früh, gewissermaßen im Rohbauzustand, bezogen wurden. Man muss sie einfach fertig bauen, mit solidem Finish versehen, mal ordentliche Materialqualitäten erscheinen lassen ... dann geht das schon.“ Das ist, wie ich finde, ein sehr souveränes Urteil eines Architekten, der weiß, worüber er spricht, denn er durfte mit seinen Um- und Weiterbauaktivitäten in Cottbus bereits zahlreiche Preise ernten (Frank Zimmermann).

Doch belassen wir es nicht bei reiner Behutsamkeit. Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen geht, aber ich bin immer wieder von der unendlichen Phantasie überrascht: In wie vielen, in welcher immer neuen, immer erstaunlicheren Varianten eine strukturelle Verwandlung von Plattenbauten gelingt. Dabei meine ich nicht die rein oberflächliche Fassadenkosmetik, mit der für einen unterstellten naiven Betrachter „Individualität“ und „Vielfalt“ vorgegaukelt wird, wo doch an der Sache – an der schon rein zahlenmäßig beeindruckenden Anhäufung einander recht ähnlicher Wohnungen – sich kaum etwas, bis gar nichts geändert hat.

Nein, ich meine jene Beispiele, bei denen es auch in den Häusern und drumherum richtig zur Sache geht. Der Augenschein widerlegt nämlich das hartnäckige Vorurteil: Beton, und wie sich zeigt, erst recht Fertigteilbeton, muss kein Baustoff für die Ewigkeit sein. Die angeblich so rigiden Typenkonstruktionen sind flexibel und zur Umnutzung genauso geeignet wie jeder herkömmliche Ziegelbau der Gründerzeit. *Und endlich geht man mit ihnen auch entsprechend um:* Wenn die erste Nutzungsphase der Gebäude abgelaufen ist, kommt schlicht die Kreativität einer „zweiten Entwurfgeneration“ zum Zuge, um neue Wohnformen zu realisieren, gewachsenen Qualitätsansprüchen Rechnung zu tragen oder für bislang fehlende Einrichtungen Platz in sinnreich umgewidmeten Erdgeschossen zu finden. Maisonetten und Dachterrassen für den „gehobenen Bedarf“ (Warum eigentlich nur für den? Wollen sich Sozialmieter nicht auch mal in die Sonne fläzen?), Aufzug, Concierge und Sozialstation auf der Etage für die seniorengerechte Wohnanlage – wer denkt bei solcher Aufzählung schon noch an die „Rohformen“, die einstmal WBS 70 hießen oder P2.

Und da wird auch plötzlich klar, worum es bei diesen Platten- und sonstigen Betonbau-Umgestaltungen im eigentlichen, im übergreifenden Sinne geht: Mit dem Umbau als ganz normalem Vorgang, als Anpassung an sich ändernde Verhältnisse und Bedürfnisse, kommt

auch beim einzelnen Haus – wie schon für die Stadtviertel beschrieben – der Wandel der Zeiten, kommt *Geschichte* ins Spiel.

Und damit sind wir bei dem, was ich gerne als die eigentliche kulturelle Herausforderung unserer Tage bezeichnen möchte: Mit all den vielen einzelnen Umbauprojekten wird, genauso wie mit den zuvor beschriebenen *stadtstrukturellen* Bereicherungen, von ökonomischer Notwendigkeit getrieben, um ein großes *kulturelles* Projekt gerungen – um die historische Normalisierung der Planwelten der Moderne.

„Die Erfahrung sagt, dass Städte, die nicht langsam über Jahrhunderte entstanden, sondern wie auf den Schwung eines Zauberstabs hin emporwuchsen, dass diese Produkte menschlicher Einbildung sich am Ende kaum zum Leben eignen.“ So lautet das allgemeine Urteil (hier in der Formulierung eines tschechischen Kollegen, des Kritikers Dan Hruby). „Sich eine Stadt ausdenken zu wollen ist wie der Versuch, ein künstliches Lebewesen zu erfinden.“

Doch diese weltweit verbreitete Kritik greift zu kurz, denn sie unterstellt die starre Unabänderlichkeit des Ausgangsplans. Dagegen gilt: Die Feuerprobe für jedes Stadtmilieu, auch für das am Reißbrett entworfene, ist der Alltag der Bewohner. Und auf eine spannende Weise ist er es, der das Bild jeder Neubaulandschaft früher oder später zu verändern beginnt. Damit lebendige Vielfalt und anregende Komplexität überhaupt entstehen können, muss Zeit vergehen. Da geht es der Moderne nicht anders als allen Epochen davor: Auch die Gründerzeitviertel etwa waren für die Zeitgenossen ihrer Entstehung, und erst recht für die unmittelbar nachfolgenden Generationen, Ausdruck menschenverachtender Profitgier schlechthin.

Nun rechne jeder einmal schnell für sich nach, wie lange es dauerte, dass aus diesem urbanistischen Schreckbild das allein seligmachende Stadtmodell unserer Tage werden konnte. Alles in allem gute 80 Jahre! Und dann vergleiche man gleich noch den ursprünglichen Zustand der Mietskasernen mit dem Standard ihrer heutigen Nutzung.

Noch einmal, damit es nicht untergeht: Die Normalisierung der Planwelten der Moderne – des industriellen Häuser- wie auch des funktionalistischen Städtebaus – ist die nächste uns ins Haus stehende kulturelle Herausforderung, und zwar weltweit. Hier stehen wir vor Neuland, hier besteht besonderer Bedarf an Phantasie und Sachkenntnis. Und Mut.

Selbst Mut zu verwegenen Experimenten. Wie jenem inzwischen weithin bekannten in Cottbus, wo es darum ging, ein Punkthochhaus fachgerecht zu zerlegen und aus den Einzelteilen sechs „Stadthäuser“ neu zusammenzumontieren. Ein Experiment, das nicht nur

im Hinblick auf erreichbare Quadratmeterpreise analysiert zu werden verdient. Wer ausschließlich die betriebswirtschaftlichen Kenndaten im Kopf hat, verliert leicht den Überblick. Dieses Cottbuser Experiment, sicherlich das radikalste in einer langen Reihe ähnlich beherzter Umbauversuche, sollte unseren Blick für die *globale Dimension* des Problems schärfen. Und die *globale Dimension* ist die *ökologische*: **Auch die Bausubstanz der Moderne ist Ressource!** Wer meint, sich des ungeliebten Phänomens durch einfaches „Wegsprengen“ entledigen zu können, hat über die tatsächlichen, rein physischen Ausmaße an Moderne-Realität – nicht nur, aber ganz besonders in Osteuropa – noch nicht nachgedacht.

„Kreuzberg heißt jetzt Marzahn-Nord“

Abschließend noch ein paar Anmerkungen zu der Rolle, die ich den Großsiedlungen hier in Berlin vorhersagen ... oder wenigstens gerne *zutrauen* möchte.

Wer fährt schon freiwillig oder einfach mal aus Neugier aus der Innenstadt hinaus, etwa nach Marzahn-Nord, wo die letzten Elfgeschosser sich zu einer Art neuzeitlicher Stadtmauer gegen das platte Umland auftürmen und wo vietnamesische und russische Geschäftsleute in buntem Nebeneinander zahlreiche Läden der „Havemann-Passagen“ gepachtet haben. In der Innenstadt haben sich die paar Geschäfte mit russischen Genusswaren vor allem auf Touristen als Kundschaft eingestellt, und die zahlreichen vietnamesischen Lebensmittelhändler sind sichtlich bemüht, sich als Nachfolger der Tante-Emma-Läden möglichst „berlinisch“ ins Bild ihrer Nachbarschaft zu integrieren. Anders dagegen hier draußen, wo die zugewanderten Kaufleute auf den Bedarf einer eigenen Klientel reagieren können: Bei den Russen gibt es losen Trockenfisch und Shiguli-Bier genauso wie Live-Mitschnitte von Petersburger Underground-Bands oder neueste Mosfilm-Videos. Plakate werben für Inszenierungen des russischen Tschechow-Theaters gegenüber. Und wie nirgendwo in Friedrichshain oder Prenzlauer Berg, stecken hier an den Fensterscheiben der Vietnamesen Zettel in deren so wunderbar exotischer Sprache: private Annoncen, in denen sich die Entfaltung einer eigenen, auch ökonomisch immer stabileren *Community* manifestiert.

Nach meiner Beobachtung waren Türken die ersten, die sich als aufmerksame Geschäftskenner auf bestimmte Eigenarten des hiesigen Publikums einstellten – auf junge Russlanddeutsche etwa, die in geselliger Runde gerne wie „daheim“ den Schnaps in Flaschen ordern; deshalb bekommt man heute in der Bistro-Tanz-Bar „Truce“ den Dreiviertelliter Rum oder Whisky inklusive einer Flasche Cola zu 35 € Wodka bzw. Korn immerhin zu 25 € Der

Laden hat übrigens 24 Stunden auf, und ehrlich: Nirgendwo sonst in Berlin habe ich mich so authentisch an Brooklyn erinnert gefühlt wie dort beim Havemann-Center.

Auf buchstäblich den letzten Metern vor den Brandenburger Äckern wächst also der Stadt unerwartet eine neue kulturelle Vielfalt und somit eine metropolitane Praxis zu, die in solcher Konsequenz bislang nur in den traditionellen Einwanderungsvierteln, insbesondere in Kreuzberg, vielleicht noch in Wedding oder Neukölln, aber noch längst nicht in den Yuppie-Quartieren von Prenzlauer Berg oder Friedrichshain, zu beobachten war.

Um das erstaunliche Phänomen einer urbanen „Toleranzzone“ so weit draußen an den Stadträndern zu erklären, sollte man den *Imagewandel* jener Viertel betrachten. An deren Verruf hat die geballte Medienarroganz des Westens seit Jahren vehement gearbeitet (Christine Weiske hat das in ihrem Vortrag neulich hervorragend beschrieben). Dank dieser Verrufenheit scheint sich nun aber in der Plattenbauperipherie demnächst das Schicksal der innerstädtischen Mietskasernenviertel zu wiederholen. Denn: „Jede Stadt, die nicht für alle Raum und Arbeit hat, braucht einen Abschiebeplatz; und jede Stadt, die ihr Gesicht wahren will, braucht die Halde, auf der sie sich des Störenden, Dysfunktionalen, Unangepaßten entledigt.“² So nüchtern hatte einst Karl Schlögel das legendäre Kreuzberg SO 36, den verwahrlosten „Osten“ innerhalb der Mauerstadt Westberlin, charakterisiert. Doch er war auch bereit, die „Halde“ für einen entscheidenden Vorzug zu loben – nämlich für Neuankömmlinge jeglicher Art eine „erste Anlegestelle“ zu sein.

Ein Lob, das damals – also zu Mauerzeiten – übrigens für Kreuzberg wie für Prenzlauer Berg galt: In beiden seit den siebziger Jahren offiziell als Slum abgeschriebenen Altbaugebieten hatten sich Zuzügler und „abweichlerische Elemente“ gesammelt, um gegen den Ordnungsgeist des Mainstreams andere Ansprüche an Wohnform und Lebensweise zu realisieren. Und in beiden Bezirken sind, beispielgebend für die übrige Innenstadt, die Pioniere solch aktivistischer Stadtaneignung vom Lauf der Entwicklung bestätigt worden: Ihre Demonstration eines anderen Modells hat Politiker zur Einsicht bewegt und der Planung zu einem Wechsel der urbanistischen Leitbilder verholfen.

Der Anpassungsprozess der sozialistischen Planstädte an die neuen, unübersichtlicheren Verhältnisse macht also stadtpolitisch Sinn, müsste eigentlich sogar Gebot der Stunde sein und ist praktisch bereits in vollem Gange. Dass die besagten Kieze in geradezu mustergültiger Weise sozial „beweglich“ und „belastbar“ wurden, dass sie also zu bevorzugten Transit- und Ankunftsstationen für Zuwanderer aus Nah und Fern werden konnten, haben sie ganz unmittelbar jener vorübergehenden Missachtung und beginnenden Verwahrlosung zu

² Karl Schlögel: Kreuzberg – Porta Orientis, in *DIE ZEIT* vom 20.9.1985

verdanken. *Denn erst bei praktizierter Unordnung entstehen Freiräume, in denen die Verhältnisse zu tanzen anfangen*, wie nicht zuletzt die fröhliche Künstlerkommune von *Dostoprimschatjelnosti* vorigen Sommer doch wohl so eindrücklich wie erfolgreich beweisen konnte.

Und deshalb sind es immer die Krisenbezirke, in denen die Stadt ihren nächstliegenden Herausforderungen zuerst begegnet. Im Kreuzberg der Achtzigerjahre konnte Berlin testen, wie es sich so lebt nach dem Verschwinden der Industriearbeit, am Beginn der großen Völkerwanderungen und im Angesicht erlahmender sozialstaatlicher Sicherungssysteme. In Marzahn und Hellersdorf wird heute die fundamentale Verwandlung Berlins seit dem Mauerfall sichtbar: Mit allen Sinnen wird man hier darauf gestoßen, dass dies eine Stadt schon im Ostteil des Kontinents ist und dass sie sich, wie alle Transformationsstädte jener krisengeschüttelten Weltgegend, auf Irritationen und Belastungen von erheblichem Ausmaß gefasst machen muss.

Wolfgang Kil